

Literatur: Vorbeben der Angst

Wie reagieren die Schriftsteller auf die Terroranschläge in den USA? Was folgt aus der veränderten Weltlage für die Literatur? Schluss mit Pop-Tralala, ernster Ton, elementare Themen – überraschend haben etliche der neuen Romane deutscher Sprache, die jetzt erscheinen, das längst beherzigt.



Live-Sendung der Terroranschläge auf Videowand: * Die Verarbeitung des Ungeheuerlichen verändert auch den Blick des Lesers

Am Nachmittag des 11. September kommt ein amerikanischer Autor auf dem Frankfurter Hauptbahnhof an – er tingelt gerade durch Deutschland, um seinen neuen Roman vorzustellen. Fern der Heimat muss er auf der riesigen Videowand in der Wandelhalle, live und umgeben von fremden Menschen, mit ansehen, wie die beiden Hochhaustürme von Manhattan in Flammen aufgehen und zusammenbrechen. Er habe es nicht für möglich gehalten, wird Alan Lightman, 53, später erklären, „welch tiefe Betroffenheit eine amerikanische Tragödie hier zu Lande auszulösen vermag“.

Wenn an diesem Dienstag die 53. Frankfurter Buchmesse eröffnet wird, genau vier Wochen nach den Terroranschlägen auf New York und Washington, sind immer noch nicht alle Leichenteile aus den Trümmern geborgen, wirken die Schreckensbilder, die das Fernsehen übertrug, kaum vermindert nach – und Millionen von Menschen fragen sich nach den Folgen.

Kein geeigneter Zeitpunkt, um zur literarischen Tagesordnung überzugehen.

Zwar ist zu hoffen, dass sich die Frankfurter Bücherschau (auch wenn 23 amerikanische Aussteller abgesagt haben) als einmaliger Treffpunkt von Literaten und Sachbuchautoren aus aller Welt gerade jetzt behauptet. Doch ihre Veranstalter und Teilnehmer müssen darauf reagieren, dass der 11. September die Welt verändert hat und manche Themen, manche Titel, die unter anderen Umständen als interessant, witzig oder hübsch gegolten hätten, nun unbeachtet bleiben werden – schon die neugriechische Literatur, dieses Jahr der thematische Schwerpunkt, dürfte es schwer haben, wenigstens so viel Interesse auf sich zu ziehen wie im vorigen Jahr das Literaturland Polen.

Schriftsteller sind immer auch Seismoskopen des Zeitgeistes, Beobachter mentaler Erschütterungen, Chronisten historischer Verwerfungen, manche von ihnen – wie einst Franz Kafka oder George Orwell – besitzen prophetische Gaben. Niemand wird von der Literatur auf die Schnelle Re-

zepte erwarten, wie den Menschen bei der Verarbeitung der ungeheuerlichen Attentate zu helfen wäre. Dennoch begegnen selbst Bücher, die lange vor dem 11. September geschrieben wurden, nun einer anderen Erwartungshaltung, und sie werden anders gelesen werden: mit vielleicht strengem, vielleicht konzentrierterem Blick. Auch mancher Autor, dessen Roman in diesem Herbst erscheint, überlegt sich jetzt, wie – und ob überhaupt – sein Werk in der veränderten Weltstimmungslage noch aufgenommen wird.

„Kein literarisches Werk eines ernst zu nehmenden Schriftstellers“, so resümierte der Deutschlandbesucher Lightman einige Tage nach den Anschlägen, werde in Zukunft „von den Ereignissen des 11. September unbeeinflusst bleiben“. Sein neuer Roman „Die Diagnose“ übrigens erzählt die Geschichte eines Mannes, der in der U-Bahn, auf dem Weg zur Arbeit, vergisst, wer er ist – solche Psychogramme passen eher zur Lage als Ephraim Kishons Späße oder Hera Linds neuer Roman „Hochglanzweiber“.

* In Frankfurt am Main am 11. September.

BOTHO STRAUSS: DER SCHLAG

Für einen Moment ist die Welt, wie sie war, bei vollem Lauf in sich zusammengesackt, als die Türme von Manhattan, die beiden Schwurfinger des Geldes, mit einem fürchterlichen Schlag abgehackt wurden.

Ein Schlag, der durch alle Köpfe, Kassen und Kanäle ging; wahrscheinlich am wenigsten durch gläubige Herzen. Wer von den Betroffenen und Betroffenheitsrepräsentanten hat einen Anschlag auf den eigenen Glauben empfunden und sagte: Niemals wird der Islam bis in mein Herz dringen, denn es verteidigt seine christlichen Trümmer? „Unser Glaube ist der an die Vernunft und die Werte der Zivilisation“ (Tony Blair). Dieser „Glaube“ ist lediglich unser Pragmatismus. Er hat die Welt nachhaltiger missioniert als jede Religion. Auf die Blinden des Glaubenskriegen wird kein noch so pathetisches Selbstbekenntnis der Ungläubigen Eindruck machen. Die ganze große Kommunikationsmaschine wird von diesem einen Korn der Nichtverständigung gestört – und läuft in den Teilen, die für die Verständigung unter schon Verständigten sorgen, doppelt leer und heiß.

Unsere höchsten Werte der Zivilisation? Stammen sie nicht aus einer „Gesellschaft“, die diesen Namen noch nicht benutzte und weit davon entfernt war, „offen“ zu sein?

Wie viel Politik ließ sich von Machtphantasien verleiten! Welche aber ließe Ohnmachtsphantasien zu und wüsste sich dennoch zu helfen?

Es gibt keinen Krieg, wo ein Friedensschluss nicht verhandelbar ist. Nur einen langen Abtausch von Überfällen. Ein panislamisches Reich vom Sudan bis nach China: Hätten wir es schon! Ein kalter Krieg wäre wieder möglich. Bedrohungspotenziale. Waffenruhe.

Die Bereitschaft zum Event ist unter medialen Verhältnissen besonders hoch entwickelt – für den Einschlag war die Welt sehr empfänglich. Er traf uns nicht aus heiterem Himmel, sondern aus einem zunehmend bedrückenden. Und mit einer Spitzensymbolik, die kaum je zu übertreffen sein wird. Gleichwohl werden zäh wiederkehrende Attacken von der Ausdauer und der Beständigkeit des Unverhofften zeugen, das der Epoche



STEFAN MOSES

einen neuen Zeittakt gibt und den leeren Beschleunigungen etwas in die Quere stellt. Attentionismus, das „Achtung!“-Leben, die Erwartungswachheit werden an die Stelle des geschäftigen Schlafs treten.

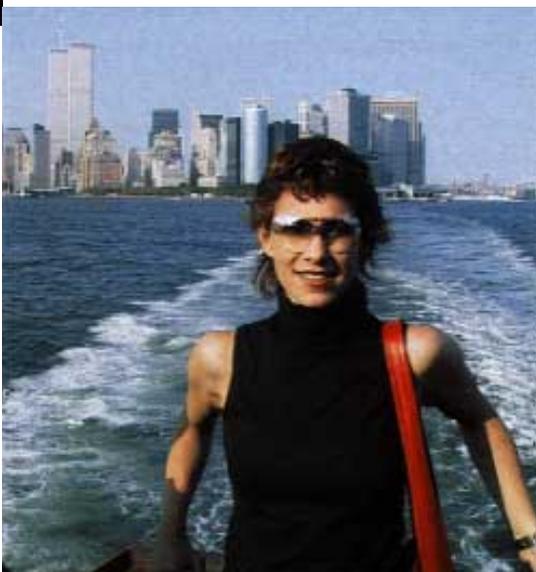
Der Schlag schreckte kurz den Hedonisten auf – er verdrückte die sprichwörtlichen Krokodilstränen und sank in das Seine zurück. Lust auf Metanoia? Der Schlag ist wie ein fremder Akzent, der in ein allzu abgegriffenes Wort drang und es spaltete. Der Einzige, der schweigt, ist der Mann, der das Unheil schickte. Der Weltgegner.

Der Kampf der Bösen gegen die Bösen. Die Amerikaner wissen, wer die Bösen sind. Die Glaubenskrieger wissen, wer der Große und der Kleine Satan sind.

Wundert es, dass ein Land, das seine Zukunftssorge immer nach seinen Vergangenheitsbelastungen ausgerichtet hat, die sichersten Ausbildungsstätten bot für die Zukunftsarchaiker des Islam?

Denn nichts wird mehr sein, wie es war ... Das möchte man erleben! Nur was tiefer ist als das, was war, könnte dann sein. Wäre es jetzt also für immer vorbei mit unserer Aufklärungshegemonie: Ich bin ein Produkt der Emanzipation, und es ist unsere Pflicht, auch die Frauen des Islam zu einem frauenwürdigen Leben zu befreien?

Im mittelalterlichen Persien fielen die islamischen Assassinen, die berüchtigte Mördersekte des „Alten vom Berge“, erst dem Mongolensturm zum Opfer. Man spürt auf einmal ihre Gegenwart, die mit unserer nicht übereinstimmt. Die kuriose Mängelrüge, der Islam habe seit langem keine neuen Ideen hervorgebracht (Enzensberger), entspricht einem Zeitgefühl, das vor Innovationen taumelt und die Macht der Tiefenzeit nicht mehr kennt. Die Blindheit der Glaubenskrieger und die metaphysische Blindheit der westlichen Intelligenz scheinen einander auf verhängnisvolle Weise zu bedingen.



Autorin Buschheuer*: Tagebuch im Internet

An dunklen Vorahnungen hatte es besonders bei Schriftstellern, die sich fernab vom oft genug oberflächlichen und an modischen Reizen orientierten Literaturbe-

trieb aufhalten, nicht gefehlt. Schon früh, 1993 in seinem SPIEGEL-Essay „Anschwellender Bocksgesang“, hatte als einer der ersten in Deutschland Botho Strauß das mögliche Ausmaß der Konfrontation zwischen den Fundamentalisten der islamischen Welt und dem Westen vorausgesehen: „Zwischen den Kräften des Hergebrachten und denen des ständigen Fortbringens, Abservierens und Auslöschens wird es Krieg geben.“

Im „Banne des Vorgefühls“ sah er vor fast neun Jahren Konflikte aufziehen, die sich nicht mehr ökonomisch würden befrieden lassen. „Wir fürchten es ... und haben doch kein sicheres Mittel zur Abwehr“, schrieb er, wenn in unsere Welt „der laute Schrecken einschlägt“ und das Gefüge „von einem Tag zum anderen ins Wanken gerät“. Kein Traumbild, keine Simulation: „Die Wirklichkeit blutet wirklich jetzt.“

Strauß will nun aber keineswegs als Prophet dastehen. Vom SPIEGEL dazu befragt, sagt er: „Das, was jetzt zum grasslichsten Eklat kam, hat sich als Konflikt seit langem in deutlicher Gestalt gezeigt, wovon ich, meist auf Grund gewisser Überempfindlichkeiten gegen unsere westlichen Sitten und Lebensstile, da und dort

etwas festhielt.“ Empfindsam, eigenwillig und irritierend sind auch seine aktuellen Notizen zu jenem „Schlag, der durch alle Köpfe, Kassen und Kanäle ging“, die Strauß dem SPIEGEL zur Verfügung stellte (siehe Kasten) – eines der wichtigen literarischen Zeugnisse aus diesen Tagen. Ob die Lust auf „Metanoia“, auf Umdenken und Umkehr in der westlichen Zivilisation überhaupt vorhanden sei, das etwa ist eine Frage, die sich nicht nur Strauß in diesen Tagen stellt.

Dabei war das Fanal im wörtlichsten Sinne unübersehbar. Die doppelte Flugzeugattacke auf New York, auf „die einzige wirkliche Weltstadt“ (Thomas Mann), war nicht allein ein Terroranschlag, der besonders vielen Menschen – Tausenden aus zahlreichen Nationen – auf besonders grausame Weise das Leben nahm; es war zugleich der erste Massenmord in der Geschichte, der weltweit von Fernsehstationen übertragen wurde und vor den Augen einer ohnmächtigen Welt seinen grausigen Verlauf nahm.

Welche Möglichkeiten haben Schriftsteller, überhaupt darauf zu reagieren? Schreiben unter Schock: Das Ergebnis sind zunächst einmal schnelle und rasche Re-

* In New York im August.

DURS GRÜNBEIN

Der Tag, an dem die westliche Wohlgefühl-Welt erschüttert wurde, war ein sonniger Frühherbsttag im Licht des Indian Summer. Ein Wetter zum Eierlegen – dass es ausgerechnet Schlangen- und Echsenier waren, hat uns allesamt überrascht. Die anderen Augen, mit denen wir seither Bücher lesen, sind unsere eigenen. Wir selbst sind dieselben als Andere. Ich will nicht zu dem abgegriffenen Topos von der „Welt als Schlachthaus“ zurück. Es reicht schon, wenn das Bewusstsein für das allgemeine Schlachten ein wenig geschärft wurde.

Von der Buchmesse erwarte ich mir nichts als den allgemeinen Tanz um den Fetisch Buch – einen der friedlichsten Tänze, den die Menschheit bis heute kennt.



REINATE BRANDT

Durs Grünbein
Das erste Jahr
Suhrkamp Verlag
Frankfurt am Main
328 Seiten;
39,80 Mark.

Durs Grünbein
Das erste Jahr
Suhrkamp Verlag,
Frankfurt am Main;
328 Seiten;
39,80 Mark.

aktionen, Tagebuchblätter oder Beiträge für Zeitungen und Magazine, ebenso ausgefeilte Kommentare und gedankliche Durchdringung – aber auch die Verweigerung, das vorübergehende Verstummen.

Mittlerweile haben viele Schriftsteller, voran jene, die sich zur Zeit des Geschehens gerade in New York (oder auch Washington) aufhielten, berichtet, wie und wann sie von der Katastrophe Kenntnis nahmen, „die den Fuß von Manhattan in einen Höllenschlund verwandelte“ (so die Zeitschrift „The New Yorker“). Auffällig an den Berichten von US-Autoren wie Paul Auster, Louis Begley, Erica Jong, Stewart O’Nan oder John Updike: Sie alle mochten der eigenen Wahrnehmung nicht recht trauen, manche konnten sich zwischen dem unmittelbaren Blick auf das Geschehen und dem synchron laufenden TV-Bild nicht entscheiden. Auster, bekannt vor allem durch seine „New York-Trilogie“, wohnt mit seiner Frau und Kollegin Siri Hustvedt in Brooklyn, direkt gegenüber der Skyline von Manhattan: „Gemeinsam liefen wir zwischen Dach und Fernseher hin und her. Wir wussten nicht, welchen Bildern wir glauben sollten.“

Die weltweite Präsenz des Unglücks, dazu die visuelle Vehemenz jener nachgereichten Video-Einspielungen, die Rückblenden von Torszenen bei Fußballspielen gleich, das Eindringen beider Jets in die Hochhäuser immer wieder in Zeitlupe vorführten – das alles erzwang eine grenzenlose Gleichzeitigkeit der Wahrnehmung, die auch für die Literatur nicht ohne Folgen bleiben wird. Kaum hatte sich, gerade bei Autoren deutscher Sprache, das Unbeschwertere, lustvolle Erzählen aus dem Liebes- und sonstigem Alltag unserer Zivilisation ein wenig durchgesetzt, da könnte es schon wieder in Frage stehen. Denn: Wen schreckt noch das Schwierige, wenn die Realität ans Unvorstellbare grenzt?

Als einer der Ersten hat – wenige Tage nach dem 11. September – der in Berlin lebende Lyriker und Essayist Durs Grünbein seine Tagebuchnotizen zu den Ereignissen publiziert: stellvertretend für viele, die hilflos vor dem Bildschirm saßen oder standen oder nervös auf und ab liefen. Seine Aufzeichnungen vom 11. bis 16. September (veröffentlicht in der „Frankfurter Allgemeinen“) beginnen mit den Worten: „Am Nachmittag schalte ich ahnungslos gegen Viertel nach Drei das Fernsehgerät an und kann meinen Augen nicht trauen.“

Ausführlich beschreibt Grünbein, 38, seine Gefühle, das Frösteln, das ihn überfällt,

ULLA HAHN

Es dauerte am 11. September lange, bis ich meine New Yorker Freunde erreicht hatte. Die einen, in Tribeca, waren evakuiert, die anderen sicher in Uptown Manhattan oder auf dem Lande. Es sind liebste Freunde; so lieb und nah ist mir auch Manhattan. Die Frage: Kommt ihr wieder im Winter? Ja, natürlich. New York ist eher noch näher gerückt. Wichtige Kapitel meines neuen Romans sind dort entstanden. Würde ich heute anders schreiben, nach dem Anschlag? Mein Blick für die Gefahren hat sich geschärft, aber über unsere fragile Sicherheit, über unsere ungewöhnlich friedlichen Nachkriegsjahrzehnte war ich mir immer im Klaren. Meine Arbeit wollte ich nie der Mode beugen. Keine Events, keine verkünstelte Ästhetik, keine plappernde Ironie,

die sich alle Optionen offen hält! Also was soll ich nun anders machen? Thomas Mann hat auf die Frage, warum er schreibe, geantwortet: um Freude zu bereiten. Das möchte ich auch. Jetzt gerade.



GUDRUN DREWS



Ulla Hahn
Das verborgene Wort
Deutsche Verlags-Anstalt,
München;
600 Seiten;
49,80 Mark.

die Erschütterung, die seine ganze Person ergreift – ihn, der in der DDR aufgewachsen ist: „Mir selbst stand Amerika, das Kindlich-Erhabene, zeit meines Lebens wie dem armen Karl Roßmann aus Kafkas ‚Amerika‘ als ein unverwüstliches Reich in der Ferne vor Augen.“ Man müsse sich vor Gleichnissen hüten, ermahnt sich der Dichter, „vor jeder Art von Erklärung und Einordnung ins historische Einerlei“.

In einer – bisher unpublizierten – Notiz vom 18. September versucht Grünbein aber doch, mit Abstraktion auf das Gesehene und Geschehene zu reagieren, beispielhaft für seine Bereitschaft, sich um Urteile und Einschätzungen nicht zu drücken:

Das allgemeine Unbehagen in der Kultur schlägt um sich, indem es vom Rückfall in die Barbarei die Erlösung von einem diffusen Alpdruck erhofft. Mörderischer Aktionismus soll von der Zivilisationsangst befreien. Religiöser Fundamentalismus und ideologischer Totalitarismus stürzen die Gesellschaften in einen Strudel, aus dem es für den Einzelnen kein Entrinnen mehr gibt. Der Zweck allen Terrors, gleich welcher Herkunft und Zielsetzung,

BODO KIRCHHOFF

Ich fuhr mit dem ICE zu einer Lesung, als eine Ausländerin, die ein Handy im Schoß hatte und mir gegenüber saß, plötzlich sagte, das World Trade Center stürzt ein, Terroristen haben Passagiermaschinen in beide Türme gelenkt, und ich zuerst dachte, was will sie von mir, weil ich nicht glauben wollte, dass ab jetzt nichts mehr wie vorher wäre, schon gar nicht das Erscheinen eines Romans, an dem ich zu schreiben begonnen habe, als manche der Terroristen – wie ich inzwischen weiß – noch spielende Kinder mit großen Augen waren; und dann glaubte ich es doch, weil die Frau aus dem Ausland, sagen wir aus Slowenien, zu weinen begann. Es war der Augenblick, der mich mehr traf, als all die Bilder am Abend, im Hotel nach der Lesung (die ihre Zuhörer hatte, denen ich danke), der Augenblick, der mir sagte: Nun trifft es auch dich und dein Buch, und dabei hatte ich schon gedacht, es sei für alle Zeiten gerettet; aber wir retten nur, woran wir noch schreiben, weil es außer uns niemand kennt und beiseite schieben kann, und so fing ich am „Tag danach“ (einen 12. September gibt es nicht) mit einem Roman an, einem Roman, der nicht das Geringste mit Terrorismus zu tun hat, bei dem nur eines zählt, die tägliche Arbeit, das Bezwingen der eigenen Unruhe, während sich der Staub der Türme, der noch um die Welt geht, auf mein fertiges Buch zu legen droht und irgendwo schon wieder Kinder spielen, deren Augen uns noch nicht teuflisch erscheinen.



ALEXANDER BECK



Bodo Kirchoff
Parlando
Frankfurter
Verlagsanstalt,
Frankfurt am Main;
536 Seiten;
49,80 Mark.

ist die Übertragung der Urangst von Körper zu Körper.

Ganz anders, nämlich weniger definitiv, aber in ihrer Unmittelbarkeit durchaus anrührend, sind die Eindrücke, die Else Buschheuer, Schriftstellerin und Moderatorin der ARD-Sendung „Kulturweltspiegel“, als Augenzeugin des New Yorker Weltuntergangs aufgeschrieben hat – Buschheuer, 35, fand sich, für drei Monate in Manhattan tätig, am 11. September plötzlich in der gesperrten Zone der Stadt wieder. Ihr schon vor den Anschlägen begonnenes Journal ist zum Dokument der hereinbrechenden Katastrophe geworden.

Leicht wird eine Autorin unterschätzt, die sich für den flüchtigen Blick in die muntere deutsche Popfraktion einzureihen scheint – doch schon Else Buschheuers Debütroman „Ruf! Mich! An!“ (2000) wäre missverstanden, würde man vom lockeren Titel auf das Buch schließen. In ihren Aufzeichnungen aus der attackierten Stadt nun erweist sich die Verfasserin als eine bei aller emotionalen Aufgewühltheit aufmerksame Beobachterin und Chronistin. Das Tagebuch war, fast zeitgleich mit den Ereignissen, im Internet zu lesen – mittlerweile ist es vom Netz genommen.

Das alles ist zwar, anders als die bedachten Kommentare von Grünbein, nahezu unkontrolliert hingeschrieben, gewissermaßen direkt an die Leser weitergereicht – aber gerade deswegen, auch beim späteren Nachlesen, von hoher Eindringlichkeit. Was oft so leichtfertig literarischen Texten als Etikett angeheftet wird, hier hat es seine Form gefunden: das Spontane und Authentische.

Natürlich beeindruckt dabei nicht zuletzt der Wirbel der medialen Gleichzeitigkeit, den so sonst nur das Fernsehen erreicht. Zu den Texten wurden nämlich ganz aktuell entstandene Fotos gestellt: eine Straße mit den brennenden Türmen im Mittelpunkt, dann dieselbe Straße wenig später – ohne die Türme. Auch der Nachdruck einiger dieser Tagebuchnotizen, den sich die „Bild“-Zeitung erlaubte, gehört dazu, vor allem aber die unverzüglich eingebaute Reaktion der per E-Mail reagierenden Leserschaft: ein Chor sehr direkter, intellektuell noch ungefilterter Anteilnahme, die ganz einzigartig ist und als kaum wiederholbares Experiment wohl auch bleiben wird.

Völlig überflüssig, wie in der „Zeit“ der vergangenen Woche geschehen, sich vom Schreibtisch aus über dieses Experiment gedanklich zu erheben und darüber zu mokieren, Else Buschheuer sei hier an den Rand eines „writer's block“, einer Schreibblockade, geraten – wie denn anders, wenn jemand fast synchron (im Abstand von etwa 5 bis 20 Minuten) erzählt, wie er am Morgen des 11. September den Tiefflug einer Boeing über seinem Haus, den Explosionsknall und gleich danach vor dem Fenster die Menschen rufen hört: „O my god“? Oder diese Szene, notiert wenige Minuten später: „Auf meiner Straße stehen Hunderte von Menschen, trinken ihren Morgenkaffee aus dem Pappbecher, unterhalten sich leise und starren

auf das furchtbar qualmende World Trade Center.“

Der Leser wird angeweht von der Panik des Tatorts, vom gespenstischen Chaos einer zusammenstürzenden Welt. Damit kann Grünbein, der Ferndiagnostiker (ihn beziehtigt der um sich schlagende „Zeit“-

UWE TIMM

Ich war drei Monate in Manhattan. Bleecker Street, im Village, morgens der Weg zur Bäckerei am West Broadway, im Blick, mal in der Sonne glitzernd, mal von tief ziehenden Wolken verhüllt, die Zwillingstürme des World Trade Center. Die Schwierigkeit, dieses Bild zu korrigieren, also zu löschen. Der Gedanke an gute Freunde. – Dreieinhalb Jahre habe ich an „Rot“ geschrieben. Und am Beispiel einer Nebenfigur, die die Berliner Siegessäule in die Luft sprengen will, wird auch gefragt: Wie kommt es zu politischer Gewalt? Was sind das für gesellschaftliche Verhältnisse, die Gewalt erzeugen? Und welche psychisch-moralische Disposition gehört dazu, sie anzuwenden? Bombenbastler, Terroristen, Amokläufer, in ihren Vernichtungsphantasien mutiert Ohnmacht zur destruktiven Energie. Für Ohnmachtsgefühle gibt es greifbare Gründe. Die alltägliche Gewalt des Status quo, die Unterdrückung von Minderheiten aus rassistischen



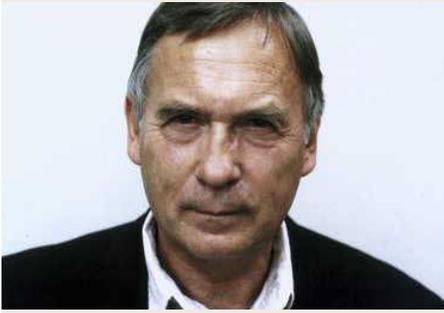
ANDREAS POHLMANN / AGENTUR HAMANN

oder religiösen Gründen, die Gewalt eines Weltmarkts, der täglich Tausende von Hungertoten erzeugt, kulturelle Identitäten, die bedroht sind. Erklärungsversuche, die das radikal Fremde jedoch kaum fassbarer machen: Dass sich jemand in der Nacht den Körper rasiert und parfümiert, um am nächsten Morgen einigen tausend Unbeteiligten den Tod zu bringen und selbst ins Paradies einzugehen. – Ja, ich komme zur Messe. Und meine Stimmung? Das hängt von der weiteren Entwicklung ab.



Uwe Timm
Rot
Verlag Kiepenheuer &
Witsch, Köln;
432 Seiten;
44,90 Mark.

JOCHEN MISSFELDT



An meinem Roman „Gespiegelter Himmel“ habe ich seit 1998 gearbeitet. Dass mein Buch jetzt mit anderen Augen gelesen werden könnte, halte ich für möglich. Da ist viel vom Fliegen und von Kampfflugzeugen die Rede. Aber darum geht es nicht. Sondern: Die Schicksale der Menschen, die damit leben und handeln, sind das Thema. In der Literatur geht es immer um menschliches Schicksal. Und vom Schicksal interessiert dieses am meisten: Liebe und Tod. – Hätte man die Buchmesse absagen sollen? Ich glaube: nein. Ich fahre zum ersten Mal mit Gefühlen hin, die nicht nur um den Erfolg meines Buches kreisen, sondern auch um meine persönliche Sicherheit. Vorstellbar und möglich nach dem 11. September ist nun „alles“.



Jochen Missfeldt
Gespiegelter Himmel
Alexander Fest Verlag,
Berlin;
432 Seiten;
44,79 Mark.

Kritiker, „tragisch-intimen Kriegskitsch“ zu schreiben), nicht dienen: Die Qualität seiner Reaktion liegt gerade in gedanklicher Substanz und stilistischer Dichte.

Das gilt auch für ein umfangreicheres Tagebuch, das Grünbein kurz zuvor abgeschlossen und redigiert hat: „Das erste Jahr“, seine „Berliner Aufzeichnungen“ mit Notizen aus dem Jahr 2000. Das Werk kommt jetzt zur Buchmesse in den Handel – und ist nun das Buch der Stunde: Es wirkt wie ein vorausseilender Kommentar zur aktuellen Situation.

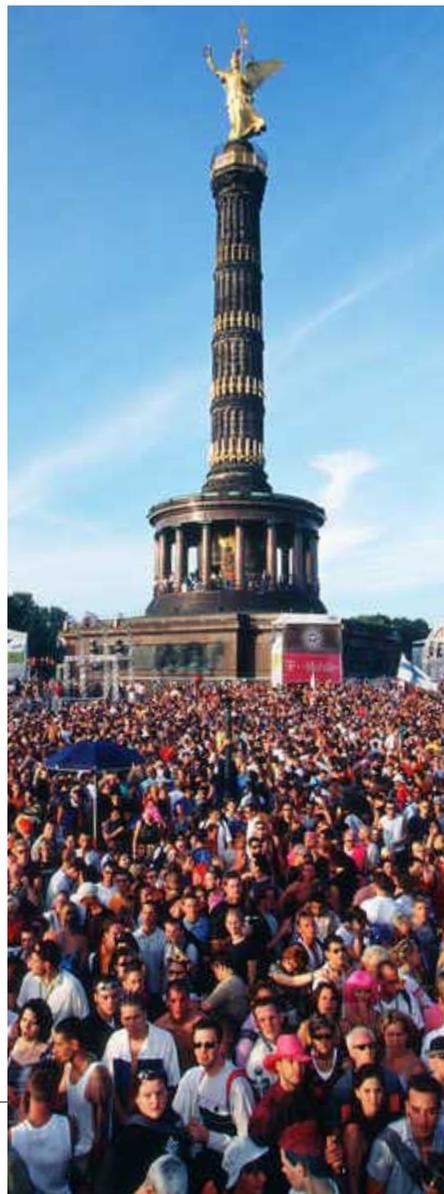
„Seit dem Christentum der Reißzahn gezogen wurde“, notiert Grünbein im November 2000, „bleibt für den Gläubigen dieser Religion nur noch das Beten für eine friedliche Welt... Die letzten Kreuzzüge liegen Jahrhunderte zurück.“ Dem Christen, dem als Kampf nur der ökonomische Wettbewerb bleibe, müsse die Weltgeschichte seither als einzige Elegie erscheinen. Und:

Fiktives Terrorziel Berliner Siegessäule
Gewaltträume einer Generation

„Es versteht sich von selbst, daß er aus solcher Defensivposition die orientalischen Religionen mit ihren eliminatorischen Aggressionen nur beschönigen kann.“

Grünbein hatte sich vorgenommen, das erste Jahr des neuen Jahrtausends und zugleich das der Geburt seines ersten Kindes, als Chronist und Erzähler von Tag zu Tag zu begleiten, angereichert mit einigen Beobachtungen und Notizen aus den neunziger Jahren. Der vielseitig gebildete Schriftsteller zieht seine Fäden kreuz und quer – aus Gen- und Gehirnforschung ebenso wie aus Literatur, Philosophie und Altertumswissenschaft.

Fast schon prophetisch klingen Grünbeins Phantasien über den „Herbst des Terrors“, die er vor einem Jahr notiert und nicht etwa noch schnell in das gerade ausgelieferte Buch montiert hat: „In Stunden, die niemand vergessen wird, verwandelt sich wie durch Geisterhand Politik in Geschichte.“ Und: „Unbekannte liegen einander zerknirscht in den Armen und helfen sich gegenseitig mit Taschentüchern aus. Jeder wartet auf das erlösende Wort, die Entladung der unsichtbaren Gewitterwolken. Das träge Alltagsleben, plötzlich



ROBERT MENASSE

Mein Verhältnis zu New York, besonders zu Manhattan ist gespalten, extrem ambivalent. Nur sehr naive oder beschränkte Menschen sind von New York total beeindruckt oder völlig unbeeindruckt. New York zerstört das Gefühl für menschliches Maß – dadurch ist diese Stadt unmenschlich, aber just dadurch erst auch wirklich menschlich, Ausdruck dessen, was Menschen vermögen: als einzige Gattung sich selbst zu übersteigern und sich zu verlassen. Der Horizont als natürliche Orientierungslinie ist in Manhattan ersetzt durch die radikale Vertikale. Das nimmt dem Blick zunächst die Orientierung, das Vertraute und das Vertrauen, und ermöglicht einem dadurch das Neue, das immer Kühnere, das Hochhinauswollen, die Freiheit. Es gibt keinen beschränkten Horizont, weil es keinen Horizont gibt – das ist das Geheimnis von New York. Das kann auch ganz schön depressiv machen – wenn man aus deutschromantischen Landen kommt und immer wieder hören musste: „Wir werden schon dafür sorgen, dass die Bäume nicht in den Himmel wachsen!“ Nicht einmal die Bäume ...

Ich bin in meiner Lebenszeit Zeitzeuge geworden vom 9. 11. und vom 11. 9. – und dazwischen das schönste Jahrzehnt in der Geschichte seit dem Biedermeier. Am 9. 11. 1989 wurde uns die Freiheit versprochen und am 11. 9. 2001 die Selbstreflexion der Freiheit, die nun wieder zurückgenommen wird. Dies, als Verankerung der Phantasie in der historischen Realität, reicht für ein Lebenswerk.

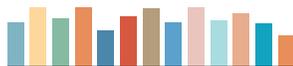
Ich habe fünf Jahre an meinem Roman „Die Vertreibung aus der Hölle“ gearbeitet, eine Erzählung über den Fundamentalismus, eine Parabel über das Mörderische an jeglichem Messianismus, da haben die Türme noch scheinbar unverbrüchlich gestanden. Ihr Brennen kann den Roman in kein anderes Licht setzen, sondern nur erst recht in dieses Licht.



Robert Menasse
Die Vertreibung aus der Hölle
Suhrkamp Verlag,
Frankfurt am Main;
496 Seiten;
49,80 Mark.



STEFAN DLAH



ist es in einen höheren Schwingungsgrad versetzt.“

In manchem erinnern die Aufzeichnungen, obgleich mit größerer Leichtigkeit geschrieben, an die Gedankenprosa von Botho Strauß – „mein Schreiben“, erklärt Grünbein jetzt ganz ähnlich wie sein Kollege, habe schon lange mit Ereignissen wie denen des 11. September gerechnet: „Nennen Sie's den sechsten Sinn, meine schwarze Melancholie oder den angeborenen Sarkasmus des Kindes, das aus der Kälte kam – die Grundstimmung, die Farbe der Zeilen bleibt immer dieselbe.“

So wird auch die Unduldsamkeit verständlich, wenn es um die eigene Profession geht, um die Munterkeit der „Schwatzprosa“: „Der ungeheure Boom junger deutscher Prosaliteratur“, so Grünbein, habe mit dem Unvermögen zu tun, sich in der Menschheit wiederzuerkennen: „Das Gespür für die alten Dramen, die antike Figurenkonstellation unter dem aktuellen Tagesgeschehen, scheint in meiner Generation völlig abgestorben zu sein.“

Diese Klage scheint sich indes fast erledigt zu haben. Zwar werden neckische Romane à la „Frauen die Prosecco trinken“, „Das Superweib“ oder „Männer sind wie Schokolade“ weiterhin die Buchhandlungen überschwemmen – doch schon vor den Ereignissen vom 11. September hat sich eine gewisse Ermüdung bei der vermeintlich jugendlichen, oberflächlichen Leichtgewichtsprosa abgezeichnet. Da überrascht es fast nicht mehr, dass eine Reihe von deutschsprachigen Schriftstellern einen eher ernsthaften, fast altmodisch tief sinnigen Ton pflegen. Überraschend ist das vielleicht nur deswegen, weil das, was sich jetzt vor allem in der Romanliteratur zeigt, eine lange Vorlaufzeit hat – die Autoren saßen an den umfangreichen Büchern viele Jahre, zum Teil fast ein Jahrzehnt. Schluss mit dem Tralala: Das ist bei ihnen schon geraume Zeit die Devise.

Ob Ulla Hahn, 55, die von der Lebenskraft erzählt, die einem Kind aus der Literatur erwächst („Das verborgene Wort“), oder Bodo Kirchhoff, 53, der eine rhapsodische Prosa über den drohenden Verlust der Identität geschrieben hat („Parlando“), ob Robert Menasse, 47, der einen Roman über Pogrome und Widerstand verfasst hat („Die Vertreibung aus der Hölle“), oder Jochen Missfeldt, 60, der die Stimmung der frühen sechziger Jahre in der Bundesrepublik her-

vorrangend trifft („Gespiegelter Himmel“) – sie alle fegen mit epischer Gründlichkeit das Gerede von einer angeblichen Dominanz der Popliteratur vom Tisch. Selbst ein immer wieder in diese Schublade gesteckter Autor wie Christian Kracht, 34, zeigt sich mit seinem zweiten Roman „1979“ in anderem Licht (siehe Seite 252) – auch wenn er in einem provokativ gemeinten Interview alles tut, um sich zu blamieren und sein Buch „lustig“ zu nennen.

Der Roman „Rot“ von Uwe Timm, 61, gehört ebenso dazu: Der 50-jährige Held versucht sich Klarheit über die einstigen Gewaltträume seiner Generation zu verschaffen und der 20 Jahre jüngeren Freundin einiges davon begreiflich zu machen. Anlass ist der nicht mehr ausgeführte Plan eines an Herzschlag gestorbenen Ex-Genossen, am Tag des Umzugs der Bundesregierung nach Berlin die Siegessäule mit dem Engel obenauf in die Luft zu sprengen.



Schriftsteller Mann (1939)*
„Getürmte Gigantenstadt“

„Am Anfang waren es zwei Schüsse aus der Pistole eines bosnischen Studenten, das war am 28. 6. 1914, und vier Jahre später waren 8,5 Millionen tot“, lautet in Timms Roman die bittere Antwort auf die Frage, ob Gewalt etwas verändern könne. Wie weit die diesbezüglichen linken Phantasien Anfang der siebziger Jahre gehen konnten, wird am Beispiel eines als Reprint kursierenden Buches

demonstriert, wo sich die Anweisung findet, „wie man einen mit Kunstdünger beladenen Kleinlastwagen zu einer fahrenden Bombe umwandeln kann“ – um damit eine Autobahnbrücke oder ein Haus zu sprengen.

Dass der bisher gewaltigste Terroranschlag ausgerechnet New York traf, diese „getürmte Gigantenstadt“, wie Thomas Mann (1875 bis 1955) im Jahre 1934 schrieb, das ist der eigentliche Alptraum. Für ihn wie viele andere deutsche Autoren, die sich vor den Nazis in Sicherheit bringen mussten, war der Blick auf die Skyline von Manhattan die Verheißung auf Rettung, auf „menschliches Freiland“.

Nach dem Krieg haben zahlreiche Schriftsteller dort gestaunt, gelebt und gearbeitet, voller Zuneigung für die „geliebte Metropole“ (Grünbein), für „diese Stadt der Städte, die in ihrer Rastlosigkeit und Agonie jeden aufnahm und in der alles gedeihen konnte“, wie es die Österreicherin Ingeborg Bachmann (1926 bis 1973) formulierte. Ihr bekanntestes Hörspiel aus dem Jahr 1958 trug noch in aller Unschuld den Titel: „Der gute Gott von Manhattan“.

VOLKER HAGE

* Mit Ehefrau Katia und Tochter Erika auf der „S.S. Washington“ bei der Ankunft in New York.